

CHRISTIAN HANDEL

BECOMING ELEKTRA

SIE BESTIMMEN, WER DU BIST

ueberreuter

Becoming Elektra

**Unverkäufliches
Leseexemplar**

© ueberreuter

1. Auflage 2019
© Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin 2019
ISBN 978-3-7641-7094-3

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder
Familien sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Lektorat: Emily Huggins
Umschlaggestaltung: Alexander Kopainski
unter der Verwendung von Fotos von shutterstock.com: © Kate Ignatenko,
© Pavlenko Volodymyr, © RewazK, © tomertu, © Irina Bg, © SWEviL
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf Papier aus geprüfter nachhaltiger Forstwirtschaft.
www.ueberreuter.de

Christian Handel

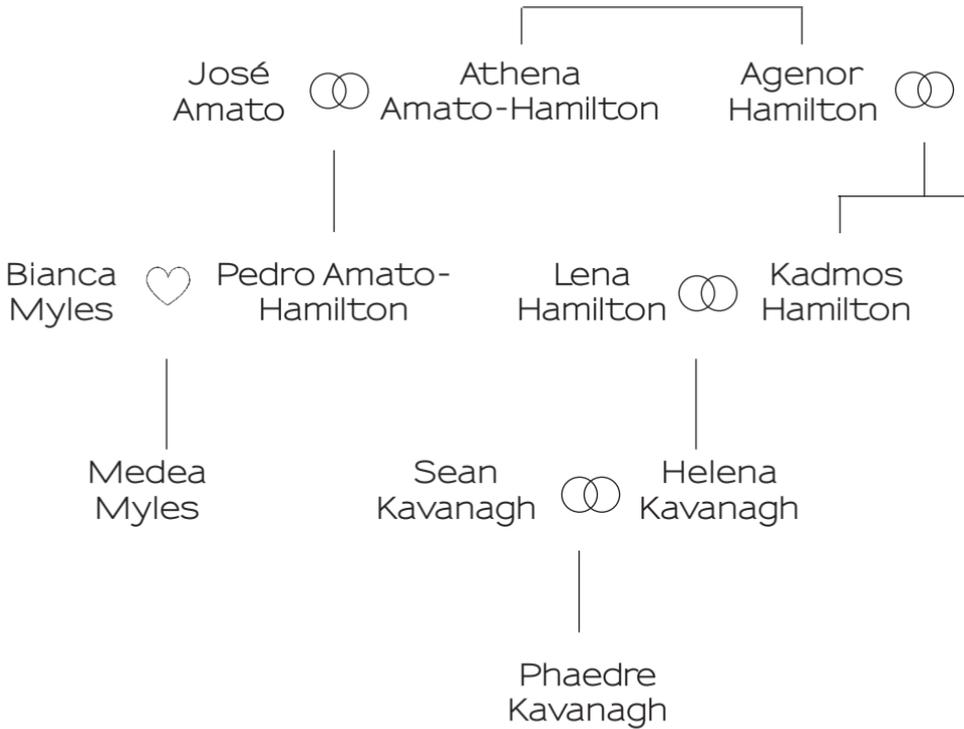
BECOMING ELEKTRA

Sie bestimmen, wer du bist

ueberreuter

Stammbaum

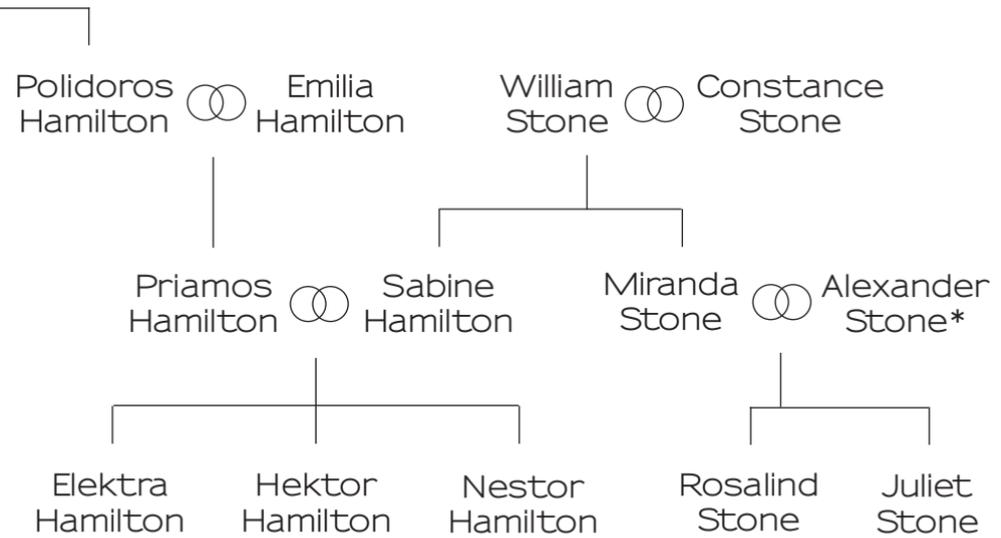
der Familien Hamilton und Stone



⊙ = verheiratet

♥ = nicht verheiratet

Janina
Hamilton



*hat aufgrund der
Berühmtheit seiner
Frau deren Namen
angenommen

Prolog

Samstag, 29. Mai 2083

Als Phillip mich auf der Tanzfläche herumwirbelt, komme ich mir einen Augenblick lang so vor wie in einem Märchen: Prinz und Prinzessin schließen sich nach einer Zeit harter Bewährungsungen endlich in die Arme. Mein Bräutigam schaut mir tief in die Augen und mein Kleid aus hellgrüner und cremefarbener Seide wogt um mich herum wie Meerschäum. Auf dem blank polierten Marmorboden tanzt unser Spiegelbild mit uns. Rund um uns herum, an die Wände des Saals, drängt sich eine beeindruckende Menschenmenge. Teils erdolchen uns unsere Gäste eifersüchtig mit Blicken, teils jubeln sie uns zu. Dieser Moment sollte sich anfühlen, als ob ein Traum in Erfüllung geht. Ich bin die Braut eines Prinzen, mit diesem Tanz feiern wir unsere Verlobung. Aber statt zu schweben, stolpere ich über meine eigenen Füße und gerate aus dem Takt. Mein Körper bebt vor Angst. Es gibt jemanden, der mich tot sehen will. Vielleicht ist es sogar mein Bräutigam selbst. Wer auch immer es ist, er setzt alles daran, dass ich diese Nacht nicht überlebe.

Denn das ist die Wirklichkeit: Ich bin nicht Cinderella. Und dies ist kein Märchen.

(Drei Wochen zuvor)

Kapitel 1

Kapitel 1

Samstag, 8. Mai 2083

Die klassischen Schulen mögen schon vor Jahren abgeschafft worden und individuellen Lerngruppen gewichen sein. Uns aber zwingt man weiterhin Tag für Tag in viel zu kleine Klassenräume. Man stopft unsere Köpfe mit Wissen voll, das wir vermutlich niemals brauchen werden. Mr. Langton wird nicht müde, uns einzureden, dass keiner weiß, was die Zukunft bringt, und eine gute Ausbildung niemals schadet. Ich glaube eher, dass man uns mit diesen Unterrichtseinheiten beschäftigt halten will. Warum sonst quält man uns mit dem biologischen Aufbau längst ausgestorbener Pflanzen? Warum sonst beschränken sie unseren Zugang zum Internet?

Wir sollen nicht auf dumme Gedanken kommen.

Aus Büchern weiß ich, dass früher Fächer wie Mathematik, Physik oder Chemie unterrichtet wurden. Was diese Gebiete angeht, ist unsere Ausbildung auffällig rudimentär. Unser Stundenplan fokussiert sich auf Hallensport, Freiluftsport, Literatur, Kunst, Geschichte, Biologie und ein paar Sprachen.

Wie die meisten anderen »Schüler« hier habe ich das Gelände des Instituts nie verlassen. Wenn ich Glück habe, muss ich das auch nie. Jedenfalls nicht bis zu meinem zwanzigsten Geburtstag, dem Zeitpunkt, an dem mich meine Eigentümer aus meiner Pflicht entlassen, weil dann die nächste Generation alt genug ist, unsere Plätze einzunehmen. Jedem, der früher gegangen ist, erging es schlecht.

Ich sehe nach rechts zu meiner Schwester Kelsey, die ihre Schulunterlagen schon fast komplett in ihren grauen Stoffbeutel gestopft hat. Ein Blick auf sie genügt, um zu wissen, dass ich recht habe.

»Was ist?«, fragt sie, als sie bemerkt, dass ich sie mustere. Eine Haarsträhne ist ihr in die Stirn gefallen.

Kelsey und ich glichen uns einst wie ein Ei dem anderen. Jetzt ist der Glanz aus ihren schwarzen Locken verschwunden, ihre Augen strahlen nicht mehr und sie wiegt sicher zehn Pfund weniger als ich.

»Nichts«, lüge ich, greife nach vorn und streiche ihr die Haarsträhne hinters Ohr. »Hast du Hunger?«

Sie schüttelt den Kopf. Kelsey hat nie Hunger. Nicht mehr seit damals.

»Lass uns in die Cafeteria gehen«, sage ich trotzdem. »Zu Aubrey und den anderen.«

Das bringt sie zum Lächeln und mir geht das Herz auf. Kelsey ist wunderschön, wenn sie lächelt.

Ich weiß, dass es seltsam klingt, wenn ich das sage. Es sollte bedeuten, dass ich auch mich wunderschön finde. Nichts ist weiter von der Wahrheit entfernt. Wenn ich in den Spiegel blicke, sehe ich nicht mich. Ich sehe auch nicht Kelsey. Ich sehe nur *sie*. Und ich hasse es.

Da ich keine Lust habe, mir den Appetit zu verderben, verdränge ich den Gedanken und packe meine Sachen ebenfalls zusammen.

Unsere Freunde warten sicher schon. Obwohl wir alle siebzehn Standardjahre alt sind, gehen wir nicht in die gleiche Klasse. Ich nehme an, ich darf bereits froh darüber sein, dass man Kelsey und mich nicht getrennt hat. Das ist nicht selbstverständlich.

Mr. Langton lächelt uns zu, als wir an ihm vorbeigehen. Während wir unsere Elastoscreens auf seinem Schreibtisch ab-

legen, frage ich mich, ob ich mich in ihm täusche. Vielleicht glaubt er ja tatsächlich an das, was er uns erzählt. Vielleicht will er wirklich unser Bestes und wünscht sich, dass uns mehr im Leben erwartet als der eintönige Alltag hier.

Nein, denke ich dann, als ich zurückblicke und sehe, wie er das Körbchen mit den Elastoscreens achtlos in den Wand-schrank einschließt. Unsere Eingaben werden im Netzwerk ausgewertet, das weiß ich. Trotzdem wäre es schön gewesen, wenn sich Mr. Langton dafür interessiert hätte, wie wir uns geschlagen haben. Er hat jedoch nicht mal einen Blick auf unsere Arbeiten geworfen. Es ist ihm egal, wie wir in unseren Prüfungen abschneiden.

Wir sind ihm egal. Genauso wie dem Rest der Welt.

Ich lebe in einem Haus voller Spiegelbilder, zum Bersten gefüllt mit verzerrten Doppelungen einer Wirklichkeit, die nicht die meine ist. Kelsey, meine Freunde und ich – wir sind Menschen zweiter Klasse, nichts als perfekte Kopien von Leuten, die richtige Leben leben. Wir sind Klone. Während unsere Originale sich in einer Glitzerwelt aus roten Teppichen und mondänen Villen vergnügen, versteckt man uns hinter Mauern aus grauem Beton.

Vor vierundzwanzig Jahren hat die Regierung die Gesetze so verbogen, dass es jedem volljährigen Menschen erlaubt ist, Klone von sich und den leiblichen Kindern anfertigen zu lassen. Theoretisch jedenfalls. Kelsey und ich, wir gehören zu den ersten Züchtungen, die auf diese Weise entstanden sind. Zu den ersten Züchtungen, die zufriedenstellend produziert wurden, sollte ich wohl sagen.

Inzwischen leben fast hundert von uns im Institut. Und dieses ist nur eines von mehreren.

Natürlich sind wir trotzdem noch ein Luxusartikel. Nicht jeder verfügt über das notwendige Kleingeld, einen Klon her-

stellen zu lassen – oder zwei, oder drei. Wir sind Ersatzteillager für Organe, Extremitäten, Knochenmark und Hornhaut. Kein nervenaufreibendes Warten mehr darauf, dass die Organbank den passenden Spender findet. Ein Anruf genügt, und eine neue Niere wird auf dem Silbertablett geliefert – bzw. auf der metallenen Krankenhausliege, auf die man uns schnallt. Wir sind der Backup-Plan, wenn etwas schiefgeht; ein Allheilmittel, das dann zum Einsatz kommt, wenn die klassische Medizin versagt. Oder wenn ein viel zu junger, viel zu betrunkenere Jugendlicher bei einem selbst verschuldeten Unfall sein Bein verliert.

Man kann uns ohne schlechtes Gewissen ausschlachten, denn wir wurden ja nur gezüchtet, nicht geboren. Wir sind keine freien Menschen, sondern Besitz. Man hat viel Geld in uns investiert – von dem wir selbst recht wenig sehen –, und deshalb glauben unsere Eigentümer, ein Recht darauf zu haben, uns zu benutzen, auszuweiden und wegzuzwerfen, wenn nichts mehr übrig ist, was noch gebraucht werden kann. Ihr Geld mag uns das Leben geschenkt haben, aber ich hoffe, sie fahren alleamt zur Hölle.

Die Cafeteria lässt mich immer an Gänseblümchen denken. Ihre lindgrün gestrichenen Wände harmonieren mit dem Weiß der Tischplatten und dem Sonnengelb der Stühle. So soll vermutlich eine angenehme Atmosphäre entstehen.

Tut es auch, wenn ich ehrlich bin. Aber das liegt nicht am Farbkonzept, sondern daran, dass die Cafeteria dem am nächsten kommt, was wir aus Büchern und Filmen als »Restaurants« und »Cafés« kennen: ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen, um miteinander zu plaudern, während sie essen.

Bis auf zwei Lehrerinnen und einen Lehrer, die den Bereich beaufsichtigen, in dem die Kleinen essen, überlässt man uns hier uns selbst. Die Cafeteria ist riesig. Vermutlich ist sie der

größte Raum im Institut, sieht man mal von den Sporthallen ab. Alle essen hier.

Wir sind zur Mittagszeit später an der Reihe als die unteren Klassen. Uns überwacht auch kein Personal – jedenfalls nicht unmittelbar. Die Institutsleitung verlässt sich auf die Kameras, die in regelmäßigen Abständen installiert sind und jeden unserer Bissen filmen. Ich habe gelernt, sie auszublenden. Das Material wird, soweit ich weiß, ohnehin nur stichprobenartig gesichtet – und natürlich dann, wenn etwas passiert ist. Zum Beispiel, wenn die Lehrerschaft wissen will, wer für die Schlägerei verantwortlich war, an der sich im letzten Jahr mindestens zehn Schüler beteiligten. Aber so etwas kommt so gut wie nie vor. Wir sitzen alle im selben Boot, und das wissen wir.

Aubrey, Alex und Vanessa warten bereits an unserem Tisch. Manuel und Tobias sehe ich an den Essensautomaten.

Als wir die breiten Stufen hinuntergehen, die vom Eingang in den Sitzbereich führen, entdeckt uns Vanessa. Sie winkt uns so aufgeregt zu, als ob wir uns wochenlang nicht gesehen hätten. Dabei haben wir heute Morgen gemeinsam gefrühstückt und im Institut ist es ohnehin fast unmöglich, sich aus dem Weg zu gehen. Deshalb weiß ich, dass etwas im Busch ist. Alex legt ihr kurz die Hand auf die Schulter. Sie deutet nicht nach oben zu den Kameras, trotzdem beruhigt sich Vanessa sofort. Auch wenn sie zu den Menschen gehört, denen ihr Innenleben auf dem Gesicht geschrieben steht, ist sie nicht dumm. Ihre schräg stehenden Augen blitzen vor Intelligenz.

»Hallo, ihr zwei«, begrüßt uns Aubrey, als wir am Tisch ankommen. Kelsey beginnt zu grinsen und ich entspanne mich. Ein Blinder sieht auf eine Meile Entfernung, dass Kelsey auf Aubrey steht. Der Einzige, der das noch nicht bemerkt hat, ist Aubrey selbst. Ich wollte ihn schon öfter darauf ansprechen, habe aber Angst vor seiner Reaktion. Die Schwärmerei für Aubrey tut Kelsey gut. Manchmal scheint sie das Einzige zu sein,

was sie noch aufrecht hält. Also werde ich den Teufel tun, das kaputt zu machen.

»Was gibt es?«, frage ich stattdessen.

Vanessa lehnt sich über den Tisch und flüstert begeistert: »Tobias hat ein Magazin mitgebracht.«

Unwillkürlich blicke ich auf den blauen Stoffbeutel, der auf dem Stuhl liegt, auf dem Tobias immer sitzt.

»Wie hat er das denn schon wieder geschafft?«

Alex wirft ihre blonde Haarmähne nach hinten. »Du kennst ihn doch.«

»Hat einen der Wächter bestochen«, murmelt Aubrey und widmet sich wieder seinem Essen: Fischstäbchen, Kartoffelbrei und eine grüne Masse, die hoffentlich Spinat ist, auch wenn sie nicht so aussieht. Nicht schlecht.

Ich lege meine Tasche auf meinen Stuhl. »Komm«, sage ich zu Kelsey. »Lass uns auch etwas holen.«

Es ist nicht so, dass mich das Magazin gar nicht kümmert. Aber ich bin nicht wie Vanessa, Alex oder Tobias, die darauf brennen zu erfahren, was draußen vor sich geht. Mich deprimiert es zu sehen, was man uns vorenthält.

Lustlos schlurft Kelsey hinter mir her zu den Automaten. Wie chromglänzende Türme stehen sie in einer Reihe an der Innenwand der Cafeteria. Es sind achtundzwanzig, ich habe sie gezählt. Der große Ansturm ist bereits vorüber. Wir müssen nicht warten, bis wir vor einem der leuchtenden Displays stehen und uns durch die Menüauswahl scrollen. Hühnchen mit Reis, Salat, die Fischstäbchen ... Ich berühre das Bild eines Nudelgerichts und presse meine Handfläche auf den Scanner.

Der Automat piept und ich stöhne auf.

Dann erscheint in dunkelblauen Buchstaben eine Textnachricht auf dem Display.

Es tut mir leid. Nummer 11, Spaghetti Bolognese, steht Ihnen diese Woche leider nicht mehr zur Verfügung.

Genervt wähle ich ein anderes Menü.

Piep.

Es tut mir leid. Nummer 7, Fischstäbchen mit Kartoffelbrei und Spinat, steht Ihnen diese Woche leider nicht mehr zur Verfügung.

»Das soll wohl ein Witz sein.« Während ich die Augen schließe und im Geist durchgehe, was ich in den vergangenen Tagen alles gegessen habe, legt mir Kelsey beruhigend die Hand auf die Schulter.

»Der Spinat sah ohnehin seltsam aus.«

Ich seufze. »Ich hätte mir den Hamburger und die Pommes gestern verkneifen sollen.«

Das Institut legt Wert darauf, dass wir uns gesund ernähren. Was nicht heißt, dass Pizza und Pasta nicht ab und an okay wären. Aber eben nicht jeden Tag, und offensichtlich habe ich mein Kontingent an fettigen Speisen diese Woche bereits ausgereizt.

Kelsey schiebt mich zur Seite, legt eine Hand auf den Scanner und bedient mit der anderen den Touchscreen.

Diesmal piept der Automat nicht. Er summt. Dann öffnet sich das Entnahmefach. Eine große Portion Spaghetti steht darin.

»Bitteschön«, murmelt Kelsey, während sie sich das Tablett schnappt und es herauszieht. »Ich nehme Nummer 2.«

Ich unterdrücke ein dankbares Lächeln. Natürlich verfügt Kelsey selbst noch über genug Units, um Spaghetti bestellen zu können. Vermutlich könnte sie zum Abendessen noch mal Pasta bestellen, ohne dass der Automat protestierte.

Sie wartet neben mir, während ich Nummer 2 wähle. Diesmal macht die Maschine keine Zicken. Dafür muss ich mich beherrschen, nicht die Nase zu rümpfen, als ich den dampfenden farblosen Brei herausnehme, für den sich Kelsey entschieden hat.

Ich kann nicht verstehen, wie meine Schwester diese Pampe herunterbekommt. Der Brei ist nahrhaft, aber von einer schleimigen Konsistenz, bei der es mich schüttelt. Obwohl es ihn in fünf unterschiedlichen Geschmacksrichtungen gibt – Veggie 1, Veggie 2, Pork, Beef und Fish – schmeckt er nach nichts.

Wir tragen die Tablettts zurück zum Tisch. Tobias und Manuel haben inzwischen ihre Plätze eingenommen und stochern in ihrem Essen herum. Offenbar gibt es auch für Manuel nur Nährbrei. Anders als Kelsey hat er nicht viel dafür übrig.

»Rutsch mal einen Stuhl weiter«, bittet Kelsey Vanessa. Die hebt zwar die Augenbraue, tut uns aber den Gefallen. Wir stellen unsere Tablettts ab und gehen noch einmal los, um uns Wasser zu holen – so als hätten wir es vergessen. Als wir zurück zum Tisch kommen, setzt sich Kelsey vor den Nährbrei, ich vor die Spaghetti. Die Kamera, die unseren Tisch filmt, befindet sich hinter uns, sodass auf den Überwachungsbändern nicht sofort erkennbar ist, welche von uns welche ist.

»Ich wünschte, ich hätte auch einen Zwilling.« Manuel wirft einen sehnsüchtigen Blick auf meine Nudeln.

»Halt den Mund«, raune ich.

»Sie werden dir spätestens morgen Früh ohnehin auf die Schliche kommen«, prophezeit Alex.

»Stimmt.« Ich habe nicht vor, mir den Appetit verderben zu lassen. »Aber das ist morgen.«

Jeden Morgen nach dem Waschen müssen wir zum Vita-Scan. Ausnahmen gibt es keine. Der Vital-Scanner sieht aus wie eine alte Fahrstuhlkabine, die komplett mit Plastik verkleidet wurde. Sie misst unsere Temperatur, unseren Puls und untersucht Körper und Blut nach dem kleinsten Anzeichen von Krankheiten. Unsere Eigentümer sind interessiert an gesunden Klonen. Der Scanner wird feststellen, dass ich den Essensautomaten heute ausgetrickst habe. Hart bestrafen wird man mich deshalb nicht. Wahrscheinlich darf ich mich allerdings darauf

einstellen, die nächste Woche ausschließlich Nährbrei zum Essen zu bekommen. Was soll's. Ich bin heute bereits den ganzen Tag über unruhig, ohne zu wissen, warum. Nicht alle Speisen, die uns über den Essensautomaten zur Verfügung gestellt werden, schmecken wirklich lecker. Die Spaghetti sind es wert.

Nach dem Essen tragen wir unsere Tablettts zu den Rollbändern, die das schmutzige Geschirr abtransportieren. Jetzt hätten wir die Gelegenheit, eine halbe Stunde auf dem Hof spazieren zu gehen, aber wir verlassen die Cafeteria nicht. Stattdessen gruppieren wir uns eng um unseren Tisch. Tobias holt das Magazin aus seinem Stoffbeutel. Es ist irgendein billiges Blatt mit Paparazzi-Fotos und hanebüchenen Schlagzeilen. *Marisol Rodriguez – Warum sie niemandem ihre Tränen zeigt* steht in großen Lettern unter dem Konterfei einer jungen Frau. Ich glaube, sie ist ein Popstar.

Als wir die Zeitschrift durchblättern und über den Artikel *In nur zehn Tagen zur Strandfigur* stolpern, giftet Alex: »Weil es genau so lange dauert, bis man einen Termin zum Fettabsaugen bekommt.«

»Ich bräuchte keine zehn Tage. Ich wäre jetzt schon fit für den Strand.« Vanessa lächelt verträumt.

Sandstrände kennen wir natürlich nur aus den Medien.

»Allerdings bräuchte ich einen Badeanzug. Mit denen aus dem Institut kann man sich ja nicht vor die Tür trauen.«

»Besser einen Bikini«, schlägt Tobias vor.

Ich verdrehe die Augen, aber Vanessa wirkt geschmeichelt. »Hallo: Narbe?«

Wie Kelsey hat man Vanessa bereits Organstoff entnommen. Anders als meinem Zwilling allerdings keine Niere, sondern einen Teil der Leber. Der Himmel weiß, warum ihr Original bereits mit sechzehn Jahren eine solche Spende benötigt hat. Aber transplantierte Leberstücke wachsen in der Regel nach

und auch sonst hat Vanessa den Eingriff viel besser verkraftet als Kelsey. Sie hat keinerlei Schaden davongetragen, sieht man einmal von einer unschönen Narbe ab. Dem Arzt, der sie behandelt hat, war das offenbar egal. Wir sind schließlich keine Originale, bei deren Nachversorgung sorgsam darauf geachtet wird, dass keine äußerlichen Spuren zurückbleiben.

Tobias lässt nicht locker. »Ach, komm schon, die blöde Narbe. Die kann dich nicht entstellen.«

»Und du glaubst, du kannst das beurteilen?«

»Definitiv. Ich sage nur Schwimmunterricht.«

Alex hüstelt, aber Vanessa und Tobi befinden sich in ihrer eigenen Welt.

»Ich wusste gar nicht, dass du mich da so genau beobachtet.«

»Na ja, du ...«

»Oh Mann, ihr zwei«, unterbricht Aubrey die Turteltauben. »Tut uns allen einen Gefallen und macht es endlich.«

Vanessa wird rot wie eine Tomate, was sie nur noch niedlicher macht. Tobi gibt sich entrüstet: »Aubrey!«

Der ignoriert ihn und konzentriert sich wieder auf die Zeitschrift. Ich muss ein Grinsen unterdrücken. Mir ist das Gleiche durch den Kopf gegangen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass es den anderen ähnlich geht. Ebenso sicher, wie ich mir bin, dass Vanessa und Tobi nie miteinander schlafen werden. Dafür sind sie schon viel zu lange viel zu gut befreundet.

Sorgfältig darauf bedacht, dass unsere Oberkörper das Magazin vor der Kamera verdecken, blättern wir durch die Seiten.

»Ist das nicht Rosalind Stone?« Alex deutet auf die Seite, die Aubrey gerade aufgeschlagen hat.

Eine unglaublich schöne junge Frau mit roter Lockenmähne strahlt uns von einem Foto entgegen. Ein nicht minder attraktiver Asiate im schwarzen Anzug hat die Arme um sie gelegt und eng an sich gezogen.

»Wer ist das?«, fragt Vanessa neugierig. Sie ist selbst Asiatin, gehört aber zu den Schülern des Instituts, die keinen blassen Schimmer haben, wer ihr Original ist. Deshalb interessiert sie sich brennend für jeden Asiaten, den wir in einer Zeitschrift entdecken. Durch ein Magazin haben auch Kelsey und ich herausgefunden, wer wir sind. Unser Original heißt Elektra Hamilton. Sie ist die Tochter des Eigentümers des Instituts – des Mannes, der aus dem Klonen ein Geschäft gemacht hat. Als Mitglied einer der einflussreichsten Familien der Neuen Union tauchte Elektra schon im zarten Kindesalter an der Seite ihrer Familie auf Fotos in Zeitungen und Reportagen im Netz auf.

Als im Institut die Runde machte, von wem wir abstammen, waren einige Schüler sogar neidisch auf uns. Als wären wir etwas Besonderes. Als wären wir nicht ebenso Gebrauchsgegenstände wie sie. Und vielleicht – ich gebe es nicht gern zu – glaubte ich das eine Zeit lang auch selbst. Aber Kelsey hat ihre Niere verloren. Ich bin nicht stolz auf den genetischen Code, aus dem wir zusammengebaut wurden. Wenn überhaupt, schäme ich mich dafür.

Vielleicht kann Nicht-Wissen manchmal eine Gnade sein. Doch das versteht Vanessa nicht. Wir alle, die wir hier sind, besitzen keine Wurzeln. Vanessa glaubt, wenn sie herausfindet, welche Familie für ihre Existenz verantwortlich ist, würde sich das ändern. Sie glaubt, sie könne dann den Gedanken besser ertragen, einen Teil ihrer Leber gegeben zu haben. Weil ihre Spende so einen Sinn bekommt. Ich wünsche ihr, dass sie die Antwort auf ihre Frage nie erfährt. Dass sie nie endgültig begreift, was ihre Eigentümer getan haben und jederzeit wieder tun würden: sie wie Vieh zur Schlachtbank zu treiben.

»Shuichi Watanabe«, liest Aubrey vor.

Vanessa drängt ihn zur Seite. »*Stilvoll: Die Tochter von Schauspielerin Miranda Stone kam in einer Robe von Patsy K. mit Werft-*

erben Shuichi Watanabe zu den Eröffnungsfeierlichkeiten. Das ist Shuichi Watanabe? Ich dachte, der sei schwul.«

»Ich dachte, Rosalind Stone sei mit Phillip von Halmen zusammen?«, wirft Alex ein.

»Und ich dachte, dieser ganze Mist interessiert uns nicht.« Meine Schwester lehnt sich zurück und verschränkt die Arme.

»Kelsey hat recht«, stimmt ihr Manuel zu. »Blättert mal weiter. Da gibt's irgendwo einen Artikel über die Tennis-WM.«

Ich bezweifle, dass ein Artikel in diesem Revolverblatt ernsthaft ergiebige Informationen über die Tennis-WM liefert. Aber ich habe nichts dagegen, das Thema zu wechseln, denn ich weiß sehr genau, dass Rosalind Stone nicht mehr mit Phillip von Halmen zusammen ist. Ich wechsele einen Blick mit Kelsey.

Weil Vanessa noch nicht bereit ist, das Thema fallen zu lassen, sagt Aubrey: »Die beiden haben sich getrennt. Vor Kurzem erst.«

Aubrey war bei uns, als wir vor zwei Wochen im Netz über die Meldung gestolpert sind. Wir waren gerade in der Bibliothek und recherchierten an einem der öffentlichen Elastoscreens für eine Hausarbeit. Mit unseren privaten Leihgeräten können wir nicht ins Netz.

Jetzt schaut Aubrey entschuldigend in unsere Richtung. »Von Halmen ist frisch verlobt. Mit Elektra Hamilton.«

»Was?«

»Habt ihr das gewusst?« Diese Frage richtet sich an Kelsey und mich.

»Warum habt ihr uns nichts erzählt?«

»Lasst gut sein, Mädels«, sagt Manuel, obwohl die letzte Frage von Tobias stammt. Der boxt ihm gespielt empört in die Schultern. Aber die anderen geben Ruhe. Sie wissen, wie unangenehm es Kelsey und mir ist, über unser Original zu sprechen. Ich nicke Manuel dankbar zu, und wir konzentrieren uns wieder auf die Zeitschrift.

Bis uns Alex hektisch darauf aufmerksam macht, dass einer unserer Lehrer zu uns herüberkommt. Tobias gelingt es gerade noch, sie in seinen Stoffbeutel zu stopfen, ehe Mr. Nyström bei uns ist.

Ein ungutes Gefühl macht sich in meiner Magengegend breit, als er seinen Blick zunächst auf Kelsey, dann auf mich richtet.

»Isabel. Du möchtest bitte ins Büro der Direktorin kommen.«

Kapitel 2

Kapitel 2

In meinem Rücken spüre ich die Blicke der anderen, während ich die Cafeteria verlasse. Bevor ich aufgestanden bin, habe ich unter dem Tisch Kelseys Hand gedrückt und bemerkt, wie sich ein kalter Schweißfilm darauf bildete. Sie ist ebenso nervös wie ich. Wir denken beide an das, was passiert ist, als Direktorin Myles vor einem Jahr Kelsey in ihr Büro bestellt hat.

Mr. Nyström begleitet mich nicht. Er weiß, dass ich seinem Befehl ohne Widerspruch Folge leiste. Wir sind perfekt dressierte Tierchen. Es könnte um etwas ganz anderes gehen, denke ich, als ich durch die hell gestrichenen Flure laufe, die mir plötzlich drückend eng vorkommen. *Na klar, als ob es je um etwas anderes gehen würde.*

Obwohl ich mir Zeit lasse, stehe ich irgendwann unweigerlich doch vor der eierschalfarbenen Tür von Direktorin Myles' Büro.

Was könnte Elektra diesmal von uns brauchen? Eine von Kelseys Nieren hat sie schon. Mit einem Schaudern denke ich an Alissa und die beiden schwarzen Löcher in ihrem Gesicht, dort, wo einst ihre Augen saßen. Dann wische ich mir meine schweißnassen Handflächen an meiner Jeans trocken und klopfe an.

Direktorin Myles sitzt hinter ihrem riesigen Eichenholzschreibtisch und wirft mir einen aufmunternden Blick zu. Ich hingegen habe nur Augen für die beiden Personen, die auf gut

gepolsterten Stühlen vor ihr Platz genommen haben und sich jetzt zu mir umdrehen. Es sind ein Mann und eine Frau, beide sehr elegant gekleidet. Die Finger der Frau spielen mit der Perlenkette um ihren Hals, die sicher mehr gekostet hat als meine Unterbringung hier für ein ganzes Jahr.

Ich habe sie noch nie in natura gesehen, aber ich weiß sofort, um wen es sich handelt, noch bevor Direktorin Myles sagt:

»Isabel, ich möchte dich mit Sabine und Priamos Hamilton bekannt machen.«

Sie tut so, als hätte sie mich zu einer verdammten Teestunde eingeladen. Mit klopfendem Herzen gehe ich auf die beiden zu, die von ihren Stühlen aufstehen. Er streckt mir mit einem freundlichen Lächeln die Hand entgegen. Sie allerdings sieht aus, als habe sie einen Geist gesehen. Das sind sie also, meine Eigentümer. Als ich Sabine Hamilton die Hand reichen will, pressen sich ihre korallenrot geschminkten Lippen zu einem Strich zusammen.

Ich unterdrücke ein Schnauben. Wenn sie glaubt, für sie sei diese Situation unangenehm, dann hat sie keine Ahnung davon, wie ich mich gerade fühle.

Ich weiß nicht, was ich unangenehmer finde. Ihre offensichtliche Abneigung mir gegenüber oder das seltsame Leuchten in Priamos Hamiltons Augen, während er mich mustert.

»Priamos, Sabine; das ist Isabel.«

»Das ist wohl kaum zu übersehen«, schnappt Mrs. Hamilton, während er sagt: »Klon Nr. 2066-VI-002.«

»003«, korrigiere ich ihn automatisch, obwohl ich es hasse, so angesprochen zu werden. 2066-VI-003 ist die offizielle Bezeichnung, die auf dem medizinischen Datenblatt steht, das bei meiner Züchtung angelegt wurde. Ich bin froh, dass die Betreuer im Institut zumindest den Anstand hatten, uns menschliche Namen zu geben. »Ich würde es allerdings bevorzugen, wenn Sie mich Isabel nennen.«

Er zuckt noch nicht einmal zusammen. Ich erwarte fast, dass Direktorin Myles mich rügt, aber das tut sie nicht. Stattdessen sagt sie: »Isabel ist eine unserer besten Schülerinnen.« Dabei betont sie meinen Namen.

Mr. Hamilton geht einen weiteren Schritt auf mich zu, bis er direkt vor mir steht. Dann besitzt er tatsächlich die Dreistheit, mein Kinn in die Hand zu nehmen und es hin und her zu drehen. Sein Griff ist fest, aber ich wehre mich nicht. Ich ballte die Hände zu Fäusten und zwingte mich, an Kelsey zu denken. Kelsey, die mich braucht; die es vor allem nicht braucht, dass ich diejenigen verärgere, in deren Händen unser Schicksal liegt.

»Sie ist perfekt.« Es klingt, als spräche er von einem Apfel.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass seine Frau ihm einen wütenden Blick zuwirft. »Das ist doch eine Farce!«

»Nicht hier, Sabine«, antwortet er gefährlich leise. Als er sich wieder mir zuwendet, lächelt er freundlich. Er lässt mein Kinn los und deutet auf die Ledercouch, die in einer Ecke steht.

»Nimm bitte Platz, Isabel. Wir möchten etwas mit dir besprechen.«

Wir werden dich leider aufschneiden müssen und dir die Hälfte deiner Organe entnehmen, weil unsere Tochter Elektra etwas unglaublich Verrücktes getan hat. Ich wünschte, mein Gedankenkarussell würde aufhören, ein Horrorszenario nach dem nächsten abzuspielen. Ich bin froh, mich setzen zu können, obwohl die Couch für meinen Geschmack viel zu weich ist. Aber mir zittern die Knie und ich habe wieder zu schwitzen begonnen.

»Medea, könnten wir etwas Wasser bekommen?«, fragt Priamos Hamilton Mrs. Myles, während er auf einem Sessel mir gegenüber Platz nimmt. Als er sie mit ihrem Vornamen anspricht, fällt mir ein, dass sie mit den Hamiltons verwandt ist. Eine Cousine zweiten Grades? Dritten?

Mrs. Myles schenkt uns Wasser aus einer hohen Karaffe ein. Ich traue mich nicht, nach dem Glas zu greifen, das sie vor mir

auf einem Tisch abstellt. Stattdessen verschränke ich meine Finger ineinander und lege sie auf meinen Schoß. Ich will nicht, dass sie sehen, wie nervös ich bin. Obwohl das natürlich Unsinn ist. Es braucht nicht viel, meinen Gefühlszustand zu erraten.

»Isabel.« Mr. Hamilton spricht meinen Namen langsam aus. »Dir ist bekannt, dass unsere Tochter vor Kurzem einen Eheschließungsvertrag mit Phillip von Halmen geschlossen hat?«

Jetzt bin ich doch überrascht. Was soll dieses Thema?

»Ja«, antworte ich und denke daran, dass wir erst vor wenigen Augenblicken genau darüber in der Cafeteria gesprochen haben.

»Sehr schön.« Mr. Hamilton lächelt mir freundlich zu. Tatsächlich wirkt es beruhigend. Ein wenig. »Du kannst dir vorstellen, wie aufregend das für meine Familie ist.«

Ich nicke. Dass die Hamiltons und die Stones seit Jahren miteinander konkurrieren, ist kein Geheimnis. Noch nicht einmal das Institut ist so gut abgeschirmt, als dass wir davon nichts mitbekommen hätten. Ich werfe einen Blick hinüber zu Sabine. Vor ein paar Wochen war Phillip von Halmen noch mit Miranda Stones Tochter liiert, also mit der Tochter von Sabines Schwester. Jetzt hat er sich mit Elektra verlobt. Wie hat es sich wohl für Sabine angefühlt, die eigene Schwester zu übertrumpfen? Ich stelle mir vor, Kelsey und ich wären an ihrer Stelle. *Nein*, denke ich. Wenn ich Kelsey auf solche Weise geschlagen hätte, empfinde ich das nicht als Sieg. Was Sabine Hamilton darüber denkt, weiß ich nicht. Sie presst immer noch die Lippen zusammen und mustert mich kalt. Einem direkten Augenkontakt weicht sie allerdings aus.

»Meinen herzlichen Glückwunsch«, sage ich, ohne mich von ihr abzuwenden. »Sie sind sicher übergücklich.«

»Gewiss«, erwidert Priamos Hamilton und zieht meine Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Es gibt nur ein Problem. Elektra ist tot.«

Elektra? Tot?!

Einen Augenblick lang glaube ich, mich verhöhrt zu haben. Das kann nicht sein. Wenn die einzige Tochter einer der reichsten Familien des Landes, die künftige Braut eines der begehrtesten Junggesellen der Neuen Union, gestorben wäre, hätten selbst wir das doch längst erfahren.

Meine Antwort fällt deshalb platt aus: »Was?«

Mrs. Myles legt mir beruhigend eine Hand auf mein Knie.

»Es ist erst gestern geschehen«, erklärt Mr. Hamilton. »Bisher konnten wir es geheim halten.«

»Was ... Aber ...« Ich weiß, dass ich stottere, kann jedoch nichts dagegen tun. Dann trifft mich die Erkenntnis wie ein Schlag. Ich bin frei. Wir sind frei! Unser Original ist tot. Kelsey und ich werden nicht mehr benötigt. Wir können gehen, das Institut verlassen, und endlich *leben*. Sicher, wir werden nur ein mageres Startgeld bekommen, aber endlich – endlich! – steht uns die Welt offen.

Ich spüre, wie sich ein Lachen seinen Weg aus meinem Bauch nach oben bahnt. Gerade noch kann ich es unterdrücken, indem ich nach dem Glas greife und große Schlucke trinke. Ich muss mich zwingen, die Nerven zu behalten. Die Hamiltons haben ihre Tochter verloren. Gestern erst. Sie sind bestimmt nicht gekommen, um mir eine frohe Botschaft zu verkünden. Warum hat Direktorin Myles nur mich gerufen, aber nicht Kelsey? Und warum trägt Sabine Hamilton kein Schwarz? Etwas stimmt hier nicht. Etwas stimmt hier ganz und gar nicht.

»Wir brauchen deine Hilfe, Isabel«, fährt Mr. Hamilton fort, immer noch ganz ruhig.

Ich schaue hilflos zwischen ihm, seiner Frau und Direktorin Myles hin und her. Als eine Pause entsteht, räuspert sie sich und schenkt mir ein schiefes Lächeln.

»Es ist eine Tragödie, Isabel.« So oft wie heute habe ich mei-

nen Namen noch nie innerhalb von zehn Minuten zu hören bekommen. »Den Schmerz, den die Hamiltons erleiden, können wir uns nicht ausmalen.«

Erzähl mir nichts von Schmerzen, denke ich. Jetzt bin ich es, die die Lippen fest zusammenpresst.

Direktorin Myles fährt unbeeindruckt fort: »Und doch sind sie heute gekommen, um dir ein unglaubliches Angebot zu unterbreiten. Es ist eine riesige Chance. Mehr als das. Es ist die Chance deines Lebens! Alles kann sich für dich ändern.«

»Ich verstehe nicht.« Mein Kopf dreht sich.

»Wir möchten, dass du Elektras Platz einnimmst«, erklärt Mr. Hamilton. Ganz ruhig, als ob er sagen würde: Wir möchten, dass du in der nächsten Aufführung des Schultheaters die Julia spielst. »Unsere Familie hat jahrelang auf diese Verbindung hingearbeitet. So viel hängt davon ab. Wir können es nicht riskieren, dass uns der Hauptgewinn wie Sand wieder durch die Finger rinnt. Phillip von Halmens Vater wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eines Tages Präsident der Neuen Union. Meine Tochter muss ihn heiraten. Und deshalb musst du Elektra werden.«

Ich schaue ihn schockiert an. Sabine Hamilton schnaubt schon wieder und Direktorin Myles legt nun die Hand auf *ihr* Knie.

Mr. Hamilton ignoriert beide und mustert nur mich. »Versteh mich nicht falsch. Du bist nicht Elektra. Du wirst niemals ihren Platz in unseren Herzen einnehmen können und ihr ... Verlust hat uns tief getroffen. Aber jetzt ist keine Zeit für öffentliche Trauer. Du siehst aus wie sie. Du bist ihr Klon, ihr Spiegelbild. Unversehrt und lebendig – und im gleichen Alter. Das ist eine einmalige Chance, und wenn du mitspielst, kannst du dabei sogar noch mehr gewinnen als wir: ein Leben in Luxus, schöne Kleider und Schmuck, Prestige, Anerkennung, die Hand eines attraktiven jungen Mannes, ja, sogar einen Adelstitel.«

»Heute Aschenputtel, morgen Prinzessin!« Sabine Hamiltons Stimme schneidet wie Glas.

Ihr Mann ergreift meine Hand. »Dir wird die Welt zu Füßen liegen.«

Mein Herz setzt für Sekunden aus, und beginnt dann schneller zu schlagen. »Wenn ich sie werde.«

»Wenn du sie wirst, ja.« Sein Griff um meine Finger wird fest. »Glaubst du, du kannst das, Isabel? Elektra werden? Von jetzt auf gleich dein altes Leben hinter dir lassen und nie mehr zurückblicken?«

»Ich ... Was ist mit Kelsey?«

»Kelsey?«

»Der andere Klon«, sagt Direktorin Myles ruhig.

Priamos Hamilton schaut mich bedauernd an. »Dieser Plan wird nur funktionieren, wenn du alles hinter dir lässt, Isabel. Auch Kelsey.«

»Was?!«

»Hör mir zu«, mischt sich Direktorin Myles ein.

Sie weiß, wie nah Kelsey und ich uns stehen. Sicher ahnt sie, was gerade in mir vorgeht. Dieser ganze Vorschlag ist absurd, und zwar aus mehr als einem Grund.

»Du musst jetzt stark für euch beide sein. Das ist eine wunderbare Gelegenheit. Denk doch nur nach, was du alles tun könntest.«

Sie betont die Worte auf eine seltsame Art. Als ob es um mehr ginge als um Seidenkleider und Perlenketten.

»Auch für Kelsey«, fährt sie fort. »Die Hamiltons sind bereit, sich deine Kooperation etwas kosten zu lassen.«

Ich blicke hinüber zu Sabine, die das Gesicht verzieht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Klar, die Vorstellung, mit einem Klon unter einem Dach zu leben und ihn als die eigene Tochter auszugeben, muss für eine arrogante Zicke wie sie ziemlich unerfreulich sein.

»Kelsey wird es an nichts fehlen«, versichert Mr. Hamilton mir. »Wir sind bereit, sie früher aus dem Institut zu entlassen als geplant. Mit einer stattlichen Leibrente noch dazu.«

»Kann sie mitkommen?«

Seine Miene wird hart. »Nein.« Er räuspert sich. »Bedauerlicherweise nicht. *Elektra* und sie – es gibt keinen Grund, weshalb ihr Kontakt haben solltet. Mir ist zu Ohren gekommen, dass Kelsey einige gesundheitliche Probleme hat. Ich verspreche dir, dass wir uns darum kümmern. Sie wird die beste medizinische Versorgung bekommen, die es gibt. Und sie erhält ihre Freiheit nicht erst mit Vollendung ihres zwanzigsten Standardjahres, sondern in dem Augenblick, in dem du mit Phillip von Halmen vor den Traualtar trittst.«

Am liebsten würde ich ihm mein Wasser ins Gesicht schütten. Gesundheitliche Probleme?! Er weiß genau, warum sie nicht mehr dieselbe ist wie früher. Jetzt begreife ich auch, warum ich es bin, der die Hamiltons dieses vollkommen absurde Angebot machen, und nicht sie. Die kränkliche Kelsey könnte niemals überzeugend zu Elektra werden. Die Frage ist, ob ich es kann. Bisher haben er und Direktorin Myles mir eindrucksvoll geschildert, was ich durch meine Zusage alles gewinne. Niemand spricht darüber, was ich verliere.

»Was ist«, frage ich vorsichtig, »wenn ich das nicht will? Wenn ich Nein sage?«

»Dann«, sagt Sabine Hamilton kalt, »haben wir keine Verwendung mehr für euch.«